

welches darum bei längerer Andauer den Fortbestand des Verbandes geradezu verunmöglichen müßte.

Das Zentralkomitee des Stickerverbandes hat die Situation in ernste Erwägung gezogen und, theilweise in Verbindung mit dem kaufmännischen Direktorium, das Mögliche gethan, um auf dem Wege gütlicher Verständigung die betreffenden Firmen zum Wiederanschluß an den Verein zu bewegen. Diese Versuche scheiterten leider an geradezu unmöglichen Bedingungen, die gestellt wurden, und so fragt sich denn eben, was zum Schutze der mächtigen und weitverzweigten Interessen, welche sich an die weitere Existenz des Stickerverbandes knüpfen, nun noch geschehen kann.

Die Möglichkeit, Dissidenten geschildderter Art auf dem Wege gesetzlichen Zwanges zum Anschluß an die Korporation zu veranlassen, ist Angesichts des bestehenden schweizerischen Verfassungsrechtes ausgeschlossen. So bleibt nur der Weg der innerhalb der gesetzlichen Ordnung zulässigen Selbsthilfe der Verbandsglieder übrig.

Dieser ist denn auch in Aussicht genommen. Auf Veranlassung des Zentralkomitees soll demnächst eine Versammlung sämtlicher Kaufleute des Verbandes stattfinden, um Beratung darüber zu pflegen, ob nicht durch systematischen und durchgreifenden Ausschluß der betr. Geschäfte aus allem und jeglichem Verkehr mit sämtlichen der Stickerei zu dienenden Arbeitszweigen ein Mittel zur Abhilfe geschafft werden könne.

Wir sind unserer Seite nicht in der Lage, ein Urtheil über die möglichen Erfolge solchen Vorgehens abgeben zu können. Allein den lebhaften Wunsch dürfen und wollen wir aussprechen, daß die Kaufmannschaft, den weittragenden Ernst des Momentes erfassend, sich zahlreich und entschlossen zusammenscharen möge, um Alles zu thun, was sich unter den gegebenen Verhältnissen zum Schutze des Stickerverbandes thun läßt. Der Zusammenbruch des letzteren wäre, das liegt am Tage, eine industrielle und wirtschaftliche Katastrophe von ruinösesten Folgen, und was geschehen kann, um dieselbe zu verhindern, um die Existenzbedingungen großer ausgebehrter Bevölkerungsschichten gegen den trassen Egoismus einiger Weniger zu sichern, das soll und muß geschehen — jeder Mangel an thätigstem Einschreiten müßte sich in bitterster Weise rächen. Es gilt über die unmittelbare Gegenwart hinaus die Zukunft ins Auge zu fassen, die allein möglichen Bahnen weiterer industrieller Entwicklung und Prosperität zu wahren und zu verteidigen, gemeinschaftlichen Praktiken müßig und entschlossen den Krieg zu erklären. Möge die schwere Verantwortlichkeit, welche sich an die Situation knüpft, überall empfunden und gewürdigt werden.

Am Freitag tagte die Versammlung der Kaufmannschaft von St. Gallen und Umgebung bezüglich Beschlusses über zu treffende Maßnahmen gegen Nichtverbands-Großverleiher. Der Vorsitzende, Karl Kup, schilderte die unheimlich bekannte Situation des Verbandes und legte schließlich eine Resolution vor, von wesentlichen folgendem Inhalte vor: Die heutige Versammlung, ergebend, 1. daß der Nichtanschluß der betreffenden Firmen (H. Fenkart von Feldkirch, Julien Daltoff von Paris, sowie Boitelle und Fourgaut) lediglich in der Absicht motiviert ist, den Verbandsgliedern illoyale und verderbliche Konkurrenz zu machen, 2. daß die Letztere dazu führen müßte, die Genossenschaft aufzulösen, und 3. daß durch den Zusammenbruch des Verbandes eine Katastrophe ruinösester Art über den hiesigen Platz speziel und die schweizerische Stickerei im Allgemeinen herbeigeführt werden müßte, beschließt, 1. es solle geschlossen gegen die genannten Firmen vorgegangen werden, um dieselben zu zwingen, sich entweder dem Verbands-Anschluß, oder aber ihr Geschäft aufzugeben, 2. zu diesem Behufe seien sämtliche Stickerindustriellen eingeladen, mit diesen Firmen nicht mehr zu arbeiten, wogegen die Kaufmannschaft ihrer Seite mit Unterschrift erklärt, jedem Stickerindustriellen, der mit diesen Firmen fortarbeitet, Arbeit und Aufträge zu entziehen und Angestellte und Arbeiter dieser Häuser, die noch drei Monate bei denselben verbleiben, bei eventuellen späteren Anstellungsvorhaben abzuweisen.

Nachdem Bächtold, Hartmann (Präsident des Stickerverbandes) und Bürki-Müller zu Stimmern ernannt worden waren, wurde die Diskussion eröffnet, welche sodann von Bürki-Müller mit der eben so überraschenden als erfreulichen Theilnahme eröffnet wurde, daß ihm Fenkart, auf Grund einer von Saurer-Häuser eingeleiteten Besprechung, folgende schriftliche Erklärung abgegeben: 1. Das Geschäft geht sofort an seinen Sohn, J. Fenkart, über. 2. Letzterer verpflichtet sich zum bedingungslosen Anschluß an den Verein. 3. Als Garantie für richtige Ausführung gemachter Zusagen verpflichtet sich Fenkart zu eventueller Zahlung einer Konventionalstrafe von 10,000 Fr. Im Weiteren wurde die Diskussion noch benützt von Alder und E. Reichenbach, die noch andere illoyale Konkurrenten namhaft machen, Hermann-Stäheli, der sich für entschiedenes Vorgehen gegen die nicht beitretenden Firmen ausspricht, Bächtold und Löpfe-Squin, welche ebenfalls einer entschiedenen Stellungnahme der Kaufmannschaft das Wort reden, indes in erster Linie nochmals Anbahnung von Unterhandlungen mit den betreffenden Häusern empfehlen.

Die Abstimmung ergab einstimmige Annahme der vorgelegten Resolution, in der Meinung, daß zuvor nochmals versucht werden solle, ein gütliches Uebereinkommen zu treffen.

Zur Ausführung der gedachten Beschlüsse wurde sodann eine Kommission von 5 Mitgliedern gewählt. Dieselbe besteht aus Karl Kup, Bürki-Müller, Max Hoffmann, Louis Reichenbach und Schlatter (in Firma Jähner und Schick).

Endlich wurden noch folgende, in der allgemeinen Umfrage gestellte Anträge angenommen:

1. Das Zentralkomitee wolle untersuchen und berichten, ob nicht eine Ausdehnung der Reichweite eintreten solle, für welche die Mitglieder dem Verbands-Vorstande beizutreten. (Antrag von M. Hoffmann.)

2. Das Zentralkomitee wolle untersuchen und berichten, ob Verbandsmitglieder, welche Fabriken oder Stickerhöfe veräußern, nicht gehalten sein sollen, nur an solche Personen zu verkaufen, die dem Verbands angehören oder sich demselben anschließen. (Antrag Bürki-Müller.)

Hierauf wurde die Versammlung, welche vom besten Geiste besetzt war, geschlossen. Eine Krise bedrohlichster Art ist durch einmütiges und entschlossenes Auftreten glücklich geboben.

Es ist gewiß ein sehr beachtenswertes Zeichen für die Lebensfähigkeit des Schweizer Verbandes, daß man derartige Maßregeln ergreifen und mit so vielem Erfolg zur Durchführung bringen konnte, wenn gleich zugegeben werden muß, daß das Resultat dieses gewissermaßen diktatorischen Vorgehens zur Hauptsache der vorhandenen gewaltigen Uebermacht zu danken ist.

Ob der sächsischen Verband seinerseits dereinst in der Lage sein wird, wenn nicht auf gütlichem Wege, dann in der gleichen Weise den Beitritt aller Interessenten zu erzwingen, ist vor der Hand eine schwer zu beantwortende Frage und wird hauptsächlich von einem festen Zusammenhalten der Stickermaschinenbesitzer abhängen und deren gutem Willen, treu zum Verbands zu halten und genau alle die bestehenden Bestimmungen zu befolgen. Es ist geradezu traurig,

sehen zu müssen, daß es noch immer derart vernagelte Köpfe giebt, welche an die Vorteile, die ihnen der Verband gebracht, nicht glauben wollen und welche lieber jeden Tag zwei Stunden mehr und dafür 20 bis 30 Pf. per 1000 Stiche billiger arbeiten. Es fehlen dem sächsischen Verbands nur ca. 400 Maschinen (10% der Gesamtzahl), und es würden schon verschiedene Firmen zum Anschluß gezwungen worden sein, wenn nicht unter den Maschinenbesitzern selbst doch immer noch eine gewisse Anzahl sich befände, welche alle möglichen Hintertüren versucht und dies für riskierbar ansieht. Wenn die Leute zu derartigen Mähdern jedoch von den Fabrikanten verleitet werden, so kann nur die Anwendung der strengsten Strafen, welche dem Verbands zu Gebot stehen, Wandel schaffen und einen heilsamen Schrecken unter die Leute verbreiten.

### Der Geistersee.

Original-Novelle von Gustav Höder.

(7. Fortsetzung.)

„Meinem Genius will diese Befänstigung nicht gelingen,“ beklagte sich Heinrich, und es muß also wohl nicht der rechte Genius sein. Sie sehen, Klairisse, daß ich des Weibes bedürftiger bin, als des Sängers, der mir mit Schmach und Ländant lohnt. Ich bin daher entschlossen, ihn ebenfalls in den See zu stürzen und mich dadurch von dem Fluche meines Vaseins zu befreien, denn die Kunst ist mein Fluch. Wie habe ich gelämpft und gerungen! Was habe ich gelitten unter dem Kaltfinn der Welt und den quälenden Selbstzweifeln! Endlich, endlich sah ich mich aus dem Staube emporgehoben, fand Anerkennung, ja Bewunderung, erntete Ehre und Gold. Ich glaubte, dies sei der redlich verdiente Lohn, und die Zeit des Kampfes und der Prüfungen, die keinem Künstler erspart bleibt, liege hinter mir. Da zeigt es sich plötzlich, daß meine ganze Errungenschaft nichts war, als das Werk der Neklame, der Protektion, der Coterie, kurz aller jener Mittel, die ich von jeher auf das tiefste verabscheut habe. Nun bin ich abermals in das alte Nichts zurückgeschleudert. Soll ich noch einmal von vorn anfangen? Rimmermehr! Mit den Füßen stoße ich die undankbare Muse von mir, die ebenso falsch und treulos ist, als die launenhafte Fortuna!“

Heinrich hatte die letzten Worte in wilder Erregung und mit bebender Stimme gesprochen. Klairisse trat auf ihn zu und ergriff befänstigend seine Hand.

„Sie thun Ihrer Muse schweres Unrecht, mein Freund,“ entgegnete sie. „Sie lassen ihr entgelten, was die Welt und vielleicht auch Ihr persönliches Mißgeschick verschuldet hat. Wenn Sie nun ein Weib besäßen, könnte es da nicht geschehen, daß Sie auch einmal dieses mit jenen mißgünstigen Mächten verwechselten, für welche Sie jetzt Ihre Muse verantwortlich machen? Sie sind jetzt niedergedrückt und kampfmüde, aber die Zeit wird gewiß kommen, wo Sie sich wieder aufrichten und Liebe und Vertrauen zu Ihrem Genius zurückkehrt. Wird Ihnen aber dann die Umkehr zur Kunst noch möglich sein, wenn Sie Ihr Leben inzwischen mit einer Last beladen haben, welche jede freie Bewegung hemmt? Wird Sie dann nicht die Neue ergreifen, wie jenen Grafen im Märchen? Und würde nicht mich dann die Schuld treffen, wenn ich in einer Stunde, wo bitterer Unmuth Sie beherrscht, Ihnen zugeredet hätte, Ihre Kunst zu verstoßen?“

„Nein, Klairisse, an Ihrer Seite könnte ich einen solchen Schritt niemals bereuen!“ rief Heinrich. „Mit Ihnen Eins zu sein, ist mein höchstes Lebensziel. Was dann mein Beruf sein wird, ist Nebensache. Gerade in der nahen Nachbarschaft jenes Geistersees will ich Ihre Deutung der Sage, die sich um seine finsternen Ufer webt, Lügen strafen. Als ich im Zenith meiner kurzen Berühmtheit stand, glaubte mich die gute Stadt Westerlande dadurch zu ehren, daß sie mir für ihre Gewerbeschule eine Lehrerstelle für das kunstgewerbliche Zeichnen antrug. In meinem Stolz erschien mir dieses Anerbieten so naiv, daß ich es gar keiner Antwort würdigte. Vielleicht war das gut. Durch einen ablehnenden Bescheid hätte ich hinter mir die Brücke abgebrochen. In Westerlande aber scheint man weder die Ungebild noch die Empfindlichkeit zu kennen, denn dieser Tage ist mir die Stelle auf neue angetragen worden. Es ist eine bescheidene, aber sichere Existenz, die Mann und Weib nährt. Mein Entschluß steht fest: ich greife zu!“

„Aber nicht meinerwegen, um Gotteswillen nicht meinerwegen!“ beschwor Klairisse den Maler. „Ich fordere von einem Künstler ein solches Opfer nicht, weil ich es nicht verdiene. Ich bin nur ein gewöhnliches Mädchen. Meine Wünsche und meine Sorgen reichen nicht über das Alltägliche hinaus. Ich bewundere ein schönes Gemälde, ein geniales Buch — aber nie habe ich mir gewünscht, selbst etwas derartiges hervorbringen zu können, denn ich bin zu gewöhnlich, um ehrgeizig zu sein oder um auch nur an anderen den Ehrgeiz zu verstehen. Wenn Ihr unterdrückter Genius einst wieder erwachte, so würde ich Ihnen in einem solchen Kampfe nicht beistehen können, bedenken Sie das!“

„Klairisse!“ bat Heinrich mit unerschütterlichem Entschlusse. „Sie haben mich vor der Umstrickung eines armen Weibes bewahrt. Reichen Sie mir noch einmal Ihre rettende Hand und befreien Sie mich von einem noch gefährlicheren Weibe — vor meiner Muse, meiner Kunst, welche höchstens die Dornenkrone der Märtyrerschaft für mich bereit hält.“

Während Heinrich sehnsüchtig beide Arme ausstreckte, schwankte Klairisse. Schwerer noch als alle geäußerten Bedenken, drängte sich ihr die Frage auf, ob es wohl unter der Maske des rothen Dominos war, wo er sich durch sie vor jener Umstrickung bewahrt sah? Niemand konnte ihr ausreden, was ihre eigenen Augen gesehen hatten, selbst der Aussage des Geistersehers traute sie nicht, denn diese konnte leicht auf einer vorhergegangenen Verabredung beruhen. Einen solch schweren Verdacht auszusprechen, dazu fühlte sich jedoch Klairisse in diesem Augenblick unfähig. Lieber wollte sie dem Maler im stillen die Täuschung verzeihen und die schmerzende Wunde des Argwohns tragen, der wie ein Hantschen in ihrer Brust glimmte.

Es war ihr genug, daß ihre Warnung vor dem Nege der Fischerin Folgen gehabt hatte, die den Kampf in Heinrich zur Entscheidung brachten und ihn den Armen eines Weibes entrißen, daß ihn vielleicht namenlos unglücklich gemacht hätte. Klairisse liebte den Maler und weil sie andererseits auch seinen stolzen unbeugsamen Sinn kannte und daher selbst an die Möglichkeit einer Märtyrerschaft glaubte, die ihm leicht ein schlimmeres Loos bereiten konnte, als der Verzicht auf den Lorbeer des Künstlerthums und die Ergebung in ein ruhmslos, aber friedlich dahinfließendes Alltagsleben, so sollte er seine Arme nicht vergebens nach ihr ausbreiten. Im nächsten Augenblicke ruhte sie an seinem stämmigen Kopsenden Herzen und alles, was ihr kurz vorher noch Bedenken erregt hatte, war vergessen.

Eine heitere Erklärung, ein stilles inniges Glück strahlte auf ihrem Antlitz, als sie später aus dem Atelier trat. Plötzlich aber stockte ihr eben noch so elastischer Schritt; wie von einem jähen Schmerz durchzuckt es ihre Binge, als sei ihr eben etwas schwer auf die Seele gefallen. Sie stand still und kämpfte mit sich, ob sie wieder zurückkehren solle. Es schien jedoch, als ob sich ihr ganzes Innere gegen den Gedanken an eine Umkehr empöre. Eine dunkle Schamröthe übergoß ihr Gesicht und entschlossen setzte sie ihren Weg fort.

V.

Es war am Vormittage des nächsten Sonntags, als Leopoldine's schwarzäugige Kammerjose zu ihrer Herrin ins Zimmer trat. Auf den Wangen ihres hübschen Gesichtes lag noch der rosige Hauch der frischen Winterluft, was deutlich darauf schließen ließ, daß sie eben von einem Ausgange zurückgekehrt war.

„Wo bist Du so lange gewesen, Fanny?“ empfing Leopoldine die Jose in vorwurfsvollem Tone, „der Gottesdienst dauert doch nur bis zehn Uhr!“

„O, mir ist etwas ganz merkwürdiges begegnet, gnädiges Fräulein,“ entgegnete die Gescholtene, „und wenn ich es Ihnen erzähle, so werden sie mir gewiß nicht zürnen, daß ich über Gebühr ausgeblieben bin.“

„Nun, so laß hören,“ ermunterte die Herrin lächelnd, denn sie schätzte die Jose wegen ihres Talents, allerlei Geheimnisse und Neuigkeiten auszukundschaften, die Leopoldine interessieren könnten.

„Es betrifft die Dame, welche Herrin Belter zu dem Opfeliabilde gesehen hat,“ fuhr Fanny fort. „Ich kann Ihnen jetzt jede Auskunft geben, welche Sie über dieselbe wünschen.“

„So?“ rief Leopoldine in gleichgültigem Tone hin, als hätte sie eine interessantere Mittheilung erwartet.

„Denken Sie nur, gnädiges Fräulein, ich sah sie in der Kirche, als wäre sie aus dem Bilde heraufgestiegen, das ich mir in der Kunstausstellung sehr aufmerksam betrachtet habe, da es von Herrn Belter war. Natürlich ließ ich sie nicht mehr aus den Augen, und als die Kirche aus war, ging ich ihr nach.“

„Wo mir das Band wieder sitzt, Fanny!“ kritisierte Leopoldine mit einem unzufriedenen Blicke in den Spiegel, „steck es doch höher hinauf!“

„Es geschah.“

„Ich folgte ihr in ein vornehmes Haus,“ plauderte die Jose weiter, „und stieg hinter ihr die Treppe hinauf, um wenigstens ausfindig zu machen, in welcher Etage sie wohne. Während sie im ersten Stockwerk die Klingel zog, ging ich an ihr vorüber, als wollte ich eine Treppe höher. Ich hörte hinter mir öffnen, sah mich um und — ich muß heute einen Glückstag haben — denken Sie sich gnädiges Fräulein, in dem Kammermädchen, welches die Thüre öffnete, erkannte ich eine Schulfreundin aus meiner Heimath!“

„Ah!“ sagte sehr zerstreut die Herrin, welche sich bisher bemüht hatte, im Spiegel die Ansicht ihres Rückens zu gewinnen, um sich zu überzeugen, daß das Band nun richtig sitzt. (Fortsetzung folgt.)

### Vermischte Nachrichten.

— Die Tornüre, diese vielgelästerte Modenerscheinung, welche von Zeit zu Zeit gleichwohl die Reklame erscheint, ein paar Jahre verheerend wirkt und dann wieder verschwindet, ist nun, so versichert die Modereporterin der „D. Ztg.“, Jenny Neumann, wieder im Begriffe, das letztere zu thun. Unsere wirklich eleganten Damen haben sie bereits verbrannt; dieses gute Beispiel wird hoffentlich allseits nachgeahmt werden. In vornehmen Kreisen hat man übrigens stets wohl verstanden, sie in den gebührenden Schranken zu halten: ihre unnatürliche Formen hatte sie zumeist nur in Schichten, die besser unerwähnt bleiben. Was also alle Sticheleien der Männer und alle Anekdoten nicht vermochten den „Eul“ aus der